

## Sai Chin-hua erzählt ihr Leben

Aus dem Chinesischen übersetzt von Maria Wilhelm  
(Washington D. C.) II. Teil

Niemand, wer es auch sei, durfte ausländische Sachen besitzen wie ausländische Lampen oder Schirme; wer welche hatte, mußte sie schleunigst vernichten und fortwerfen, und wer hätte gewagt, dies nicht zu befolgen? Die ganzen Straßen waren besät mit Holzstücken und Glasscherben. Das rote Tuch jedoch, das die Boxer sich als Schärpen umwanden, das war ausländischer Stoff!

Sie zerrten irgendeinen beliebigen Menschen auf ihren Platz, dann brannte der Meister drei kleine Papiertüten an als Probe, ob dies ein guter oder ein schlechter Mensch sei. Stiegen die angebrannten Tüten in die Höhe, so war es ein guter Mensch; stiegen sie nicht auf, so war er ein „Starräugiger“, ein „Anhänger der Haarigen“ (so nannten die Boxer diejenigen, die Wissenschaften studierten oder ausländische Sprachen trieben, „Haarige“ war der Name für Ausländer), und dann wurde er auf der Stelle zu Tode zerhackt; die damals ums Leben kamen, sind gar nicht zu zählen!

Nach einigen Tagen sprach es sich herum, daß die Boxer die ausländischen Konzessionen angreifen wollten. Die ganze Bevölkerung war in heller Aufregung, auf den Straßen herrschte größte Unordnung. Ich sah sofort die Schwierigkeiten. Wo wir wohnten, war es zur französischen Konzession sehr nah. Wenn die Franzosen schießen würden, war das erste Haus eben unseres, und so ließ ich sofort die Leute alles Mitnehmbare in aller Eile zusammenpacken, und am 20. des 5. Monats machten wir uns zur Flucht auf. Wir gingen ans Ufer, um ein Boot zu mieten, aber wo waren damals noch Boote?! Nach langem Suchen fanden wir endlich ein kaputtes ganz schauderhaftes kleines Boot, nicht einmal ein Dach hatte es mehr, aber wir konnten uns nicht darum kümmern, ob es kaputt war oder nicht, es galt ja, für unser Leben zu fliehen. Wir hatten allerdings nicht geahnt, daß, sobald wir eingestiegen waren, es sich herausstellen würde, daß das Boot auch noch leckte!

Gerade in diesem Moment, als wir schon verzweifeln wollten, da kam, wie vom Himmel gesandt, uns ein anderes Boot entgegen. Zwar war es auch wackelig, aber es leckte noch nicht, und so riefen wir es schnell herüber und stiegen hinauf. Zu dieser Zeit stellten sich gerade die ausländischen Soldaten auf einer Brücke auf, um gegen die Boxer zu kämpfen;

Kanonenschüsse ertönten, Kampfschreie erfüllten die Luft, unser Boot wiederum mußte unbedingt unter jener Brücke hindurch. Ich schlotterte am ganzen Körper vor Angst, kroch in den Schiffsraum und hielt mit der Hand meine Augen zu, ich wagte mich überhaupt nicht zu bewegen. Der Bootsmann stakte das

Boot mit größter Geschwindigkeit, und so wagten wir es und fuhren hindurch. Wir konnten aber wirklich noch von Glück sagen, daß kein Mensch verwundet wurde.

Den Fluß entlang war ungefähr jedes Dorf und jeder Flecken von den Boxern besetzt worden. Sie erlaubten nicht, daß Frauen sich zeigten, weil sie fürchteten, daß sie die Wirksamkeit ihrer Künste beeinträchtigen würden. So nahm der Bootsmann eine Matte, legte sie über das Boot und ließ uns darunterhocken, so konnte man uns nicht sehen. Unterwegs war sehr strenge Untersuchung. Glücklicherweise hatte ich die Visitenkarte eines Boxerhüptlings, des Meisters Hsing, bei mir; wenn wir in eine schwierige Lage kamen, oder bei Verhören, nahm ich sie heraus und zeigte sie vor, daraufhin haben wir doch einiges Entgegenkommen gefunden. So ging's bis zu einem winzigen Inlandhafen, etwas über zehn Meilen von Tientsin entfernt. Es dämmerte schon, so stiegen wir vom Boot und nahmen uns dort Zimmer. Zunächst hatten wir die Absicht, ein paar Tage dort zu bleiben und zu hören, was für Nachrichten aus Tientsin kämen; falls diese friedlich wären, könnten wir vielleicht sogar wieder zurückgehen. Im Gegenteil aber verdüsterten sich die Gerüchte nur mehr, von Tag zu Tag kamen schlimmere Nachrichten, man sagte schon, die ausländischen Truppen hätten Tientsin genommen, die Flotte sei völlig geschlagen. Und man sah auch wirklich schon Unmengen von besiegten Soldaten in hellen Scharen davonlaufen. Als ich diese Zustände sah, wurde mir im Herzen bange, und ein paar Leute sagten mir, es sei am besten in Tungchou, das sei die berühmte „Friedensburg“, die könnte niemals eingenommen werden. Als ich das hörte, und da ich auch nicht wußte, was ich sonst hätte tun sollen, floh ich nach Tungchou.

In Tungchou wohnten wir in einem Hotel, das hieß Ch'ang-fa-dian. Wir mieteten da einen ganzen Nebenhof; zu uns gehörten ja auch eine ganze Menge Leute, mit den Mädchen und der mitgenommenen männlichen und weiblichen Dienerschaft waren wir über zehn Menschen.

Wir hatten noch großes Pech! Als wir in Tientsin waren, hatten wir zur Vorbereitung der Flucht das Silber in Gold umgetauscht, um es auf diese Weise leichter mitnehmen zu können. Zur Zeit des Wechsels stieg gerade der Goldwert, dabei habe ich schon viel verloren; und jetzt war der Goldpreis so weit gefallen, daß ein Goldtael nur etwas mehr als zehn Schnüren Käschgeld entsprach.

In Tungchou lebten wir bis zum siebenten Monat, dann wurden die Gerüchte von draußen immer schlimmer, die reichen Tungchou-Familien flohen alle aus der Stadt, und als ich sah, daß auch für diese Friedensburg Unfriede zu befürchten war, hielt ich es doch für besser, nach Peking zu gehen. Es rieten mir damals alle davon ab, denn auf den Wegen waren viele Soldaten und Räuber, die wahllos alles raubten, und es war wirklich gefährlich. Nur hatte ich es mir in den Kopf gesetzt zu gehen und hörte auf nichts, was man mir sagte. Ich ließ die Sachen alle zusammenschnüren, und die wertvollsten Perlen, Jade usw. versteckte ich selbst in einem alten Teebehälter, den ich auf mir trug. Dann nahm

ich die ganz neuen Steppdecken aus ausländischer Kreppseide und tauschte sie für zwei zerrissene alte Tuchdecken um, um diese über den Wagen zu breiten und ihn so vor den Blicken der Leute zu schützen. 75 Silbertaels gab ich aus, um zwei geschlossene Wagen zu mieten. Am frühen Morgen verstaute wir die Sachen im Wageninnern, deckten die zwei zerrissenen Bettdecken darüber und verließen Tungchou durch das Südtor.

Als wir noch nicht weit hinausgefahren waren, da sahen wir vor uns viele Regierungssoldaten, die die Vorübergehenden untersuchten, oder vielmehr, um es klar zu sagen, sie beraubten. Unter ihnen war ein Beamter, der schrie: „Ihr dürft niemandem etwas wegnehmen“, aber wie hätten diese Soldaten darauf gehört, die waren ganz damit beschäftigt, herumzustöbern und alles hin und her zu drehen, die Sachen wurden auf dem ganzen Boden zerstreut. Als unsere zwei Fuhrleute diese Zustände sahen, wollten sie keinesfalls weiterfahren und sagten: „Wir gehen doch besser zurück! Für 75 Taels kann man nicht sein Leben verlieren!“ Als ich diese Worte hörte, ärgerte ich mich und redete ihnen mit vielen guten Worten zu, aber sie hörten überhaupt gar nicht hin, da wurde ich ganz wütend! Ich hatte damals eine Pistole bei mir, die mir jemand geschenkt hatte, die hätte ich zu gerne herausgenommen und die beiden totgeschossen; aber obwohl mein Herz es wollte, war die Hand doch so schwach, ich wäre gar nicht fähig gewesen, es zu tun. Schließlich kehrte ich mit ihnen wieder zurück. Als wir vor die Stadt kamen, hatte ich immer noch nur den einen Gedanken, nach Peking zu gelangen, und so ließ ich die Wagen mit den Sachen, den Mädchen und den Dienern in die Stadt fahren, sie sollten weiter im Ch'ang-fa-chan wohnen. Ich selbst machte mich mit meiner Mutter und dem Dritten Herrn Sun nochmals zu Fuß auf den Weg. Ich hatte im Herzen den Entschluß gefaßt, und wenn es auch zu Fuß wäre, bis nach Peking zu kommen. Wir liefen ein paar Meilen, und dann waren wir müde und setzten uns an den Wegrand, um auszu-ruhen. Nach einer Weile kamen mehr als zehn Soldaten, die sagten sie kämen eben von der Beisetzung von Fu-lu zurück; sie setzten sich zu uns und zogen uns ins Gespräch. Ich merkte, daß sie nichts Gutes im Schilde führten, doch wagte ich nicht, mich einfach nicht um sie zu kümmern. Sie blinzelten immer wieder zu mir herüber, und als sie lange genug geblinzelt hatten, schielten sie auf den alten Teebehälter hin, und dann sagten sie: „Das ist aber ein hübscher Teebehälter, schenk ihn uns doch!“ Als ich dies hörte, erstarrte ich; ich konnte ja nicht wagen zu sagen, daß ich ihn nicht hergeben würde. Ich stampfte mit dem Fuß auf, machte mein Herz hart und sagte: „Gut, nehmt ihn!“ Als ich auf diese Weise meine wertvollsten Sachen verlor, war ich ganz unglücklich, ich konnte mich auch gar nicht wieder aufraffen. Der Dritte Herr führte mich langsam, Schritt für Schritt, vorwärts, der Weg war uneben, vom Himmel fiel dazu noch ein feiner Sprühregen, der mich ganz und gar durchnäßte. So kamen wir zu einem Ort, der hieß Achtmeilenbrücke, meine Schuhsohlen waren völlig durchgerieben, und ich hatte wirklich keine Kraft mehr weiterzulaufen. Da dachte ich bei mir: Was ist das noch für eine Art Leben, da ist es noch besser, in den Fluß zu springen und zu sterben. Schnell lief ich die paar Schritte, doch als ich ans

Ufer kam und gerade hinabspringen wollte, da hielt mich der Dritte Herr mit einer Hand zurück und sagte freundlich: „So ein flaches Wasser, wenn man hineinspringt, ertrinkt man doch nicht, gehen wir lieber langsam weiter!“ Da wurde mir im Herzen sehr wehmütig, und ich fing an, heftig zu weinen.

Gerade in dem Augenblick kam von hinten eine Gruppe Artillerie, die auch einige Kanonenwagen mitführte, und als die sahen, daß ich so weinte und schluchzte und ganz verzweifelt war, fragte ihr Anführer – später erfuhr ich, daß man ihn „Vierter Herr Yü“ nannte –: „Was ist denn los mit Euch?“ Da sagte ihm der Dritte Herr, daß ich vor Müdigkeit wirklich nicht mehr weiterlaufen könnte. Daraufhin nickte er mit dem Kopf und fragte weiter: „Kann sie denn reiten?“ Als ich diese Worte hörte, antwortete ich schnell: „Ich kann!“ Das war natürlich nicht wahr, ich wollte nur aus dieser aussichtslosen Lage heraus und hoffte, auf diese Weise überhaupt vorwärtszukommen. Der Vierte Herr Yü führte ein Pferd herbei und zeigte mir, wie man die Zügel hält und wie man darauf sitzt. Leider hatte das Pferd jedoch keine Steigbügel, und so nahm der Dritte Herr mich in die Arme, um mich hinaufzuheben. Als der Vierte Herr Yü das sah, gab er ihm rasch eine Ohrfeige und schimpfte: „Kannst du denn nicht einmal jemandem helfen, aufs Pferd zu steigen? Bück dich und sei ihr Steigbügel, dann kann sie doch aufsteigen!“ Da der Dritte Herr geschlagen worden war, wagte er nicht, einen Ton von sich zu geben; ganz folgsam bückte er sich und ließ mich aufsteigen.

Ich ritt nun auf dem Pferd hinter den Kanonenwagen her. Es ging sehr langsam, wie hätte ich denn reiten können?! Mein Körper rutschte hierhin und dorthin, mit aller Gewalt hielt ich die Zügel fest und wagte nicht, die Hand auch nur ein bißchen zu lockern. Es regnete auch immer noch, alles was ich anhatte war vom Regen völlig durchnäßt. Als ich mich nach einer Weile einmal umsah, merkte ich, daß meine Mutter und der Dritte Herr weit zurückgeblieben waren. Meine Mutter hatte auch gebundene Füße und hatte doch ein gewisses Alter erreicht, wie sollte sie es schaffen, mit uns mitzukommen? Ich hätte gerne auf sie gewartet, doch wagte ich nichts zu sagen, daher betete ich im Herzen: „Lieber Gott, mach, daß vorne ein Kanonenwagen in den Graben fällt!“ Kaum war das Gebet fertig, da hörte ich einen Krach, und wirklich war ein Kanonenwagen in den Graben gefallen. Ich sagte unwillkürlich: „Herr, ich danke dir!“, und als dann der Kanonenwagen herausgehoben war, hatten meine Mutter und der Dritte Herr uns auch eingeholt, und dann ging es weiter.

So ging's bis zu einem Dorf, das hieß Achtmeilendorf. Dort klopfen wir an das Tor eines Hauses, und eine alte Frau kam heraus und ließ uns alle herein. Wir waren allesamt hungrig und müde. Sie kochte uns einen Topf Hirsebrei und richtete einen Teller gesalzener Rüben an. Doch als ich einen Bissen nahm, war der so salzig, daß ich ihn nicht hinunterschlucken konnte. Nun war ich schon alt geworden, aber so etwas hatte ich doch noch nie zu essen bekommen. Jene alte Frau erzählte mir: „Vorgestern ist unser Dorf von Soldaten geplündert worden, alle jungen Frauen sind von ihnen vergewaltigt worden, und manche haben daraufhin Selbstmord verübt! Jetzt sind alle Frauen und Mädchen in die Berge

gegangen, um sich zu verstecken, im Dorf sind nur noch wir paar alte Leute übrig; morgen in aller Frühe will ich auch in die Berge gehen.“ Während sie sprach, seufzte und stöhnte sie andauernd. Als der Vierte Herr Yü und seine Artilleristen fertig gegessen und etwas Wasser getrunken hatten, wollten sie weiter, um noch am selben Abend bis nach Peking zu kommen. Sie fragten uns, ob wir mitkämen. Aber wir konnten uns vor Müdigkeit wirklich nicht mehr weiter bewegen, und so war's am besten, abzulehnen. Wir sagten: „Auf Wiedersehen in Peking“, und dann gingen sie fort. Als ich nun Ruhe hatte, kam die Müdigkeit erst ganz heraus, mein ganzer Körper tat mir weh, und als ich schlafen gehen wollte, sagte die alte Frau: „Hinten habe ich zwar zwei Zimmer frei, aber darin stehen zwei Särge, fürchtet ihr euch?“ Wie sollte mich so etwas noch bekümmern? Ich bat sie nur, mich nach hinten zu führen. Als ich gerade am Einschlafen war, hörte ich draußen Menschenstimmen und Pferdegewieher näher kommen, und bald darauf klopfte jemand ans Tor und wollte Wasser zu trinken haben, und da waren es die besiegten Soldaten, die aus Tientsin kamen. So standen wir alle wieder auf und halfen der alten Frau; die ganze Nacht lang haben wir Wasser für sie aufgesetzt. Als es hell wurde, wollte die alte Frau fort in die Berge und forderte uns auf, mitzugehen. Ich hatte aber immer noch Peking im Sinn, und so dankten wir ihr und machten uns weiter nach Peking auf.

Am Nachmittag waren wir glücklich bis zum Tung-pien-Tor gelaufen. Als wir an die Stadtmauer kamen, merkten wir, daß die Tore schon geschlossen waren. Lange riefen wir, aber kein Mensch achtete darauf. Erst als nach einer Weile ein paar berittene Soldaten ankamen, antworteten sie von der Mauer herab, daß das An-ting-Tor noch offen sei, und daß man da hineinkönnte. Wir Armen hatten die ganze Nacht keinen Schlaf gehabt, außerdem waren seit dem Morgen bis zu dieser Stunde kein Tropfen Wasser und kein Körnchen Reis über unsere Lippen gekommen, und doch blieb uns nichts übrig als Hunger und Durst zu unterdrücken und den Pfad an der Stadtmauer entlang bis zum An-ting-Tor weiterzugehen. Unterwegs hörten wir aus den hohen Kaoliang-Feldern Stimmen von Frauen, die weinten und schrien und um Hilfe riefen. Ich habe vor Schreck gezittert, und der Dritte Herr Sun schleppte mich unter Lebensgefahr so schnell es ging vorwärts.

Als wir an das An-ting-Tor kamen, wurde es schon dunkel. Ich lehnte mich an das Haus eines Barbiers und konnte mich nun gar nicht mehr bewegen. Allmählich kamen viele Leute herbei; sie standen um uns herum, guckten uns an und fragten nach den Zuständen unterwegs, und wohin wir gingen. Wir berichteten von unseren Erfahrungen und fügten hinzu, daß wir kämen, um Exzellenz Hsü zu besuchen – nämlich Hsü Ching-ch'eng<sup>1</sup> dessen Frau war eine Nennschwester von mir, und wir rechneten damit, in Peking zunächst bei ihnen unterzukommen. Unter den Leuten war ein junger Mann, der zeigte mit dem Finger auf einen Trupp Soldaten und sagte: „Seht, die kommen eben von der Enttauptung von Exzellenz Hsü zurück!“ Als ich das hörte, war mir, als hätte je-

---

1 許景澄 1845–1900; cf. *Eminent Chinese* I, 312/3.

mand kaltes Wasser über meinen Kopf geschüttet, und ich war einer Ohnmacht nahe. Es blieb uns nichts übrig als diesen Leuten zu sagen, sie würden uns das Leben retten, wenn wir diese Nacht irgendwo unterkommen könnten. Glücklicherweise war ein Alter unter ihnen, der sehr großmütig sagte: „Kommt in mein Haus!“ Und als er das gesagt hatte, brachte er einen Karren an und schob uns darin bis zu seinem Haus.

Sein Haus lag beim Hou-men am Ziegelplatz. Wir kamen in einen großen Hof, in dem viele Körbe mit Fischen standen, denn er war ein Fischhändler. Dann gingen wir ins Haus und tranken etwas Wasser. Meine Mutter hatte schon zwei Tage lang nicht geraucht und wollte nun sehr gerne rauchen, so brachte ihr der Alte – ich weiß nicht woher – eine zerbrochene Wasserpfeife und auch etwas Papier, um sie anzuzünden. Ich dachte, nun hätten wir für diese Nacht doch eine Bleibe. Aber nach einer Weile fing im Hause gegenüber eine Frau zu schimpfen an. Sie schrie: „Du altes Stück du, dir liegt wohl nichts mehr am Leben! Von wo hast du denn die Ausländerfreunde her, die du angeschoben hast? Willst du nicht mehr weiterleben oder doch?“ Ohne Pause schimpfte sie fort in allen Tonarten. Wir hörten sie vom Zimmer aus schimpfen und konnten es kaum ertragen, das weiter anzuhören. Wir senkten alle unsere Köpfe und dachten nach, was man tun sollte. Da fiel mir plötzlich ein früherer Diener ein namens Tu-sheng, ein sehr treuer Mensch. Er wohnte gegenüber vom Palast Tung, und wir entschlossen uns, zu ihm hinzugehen. Der Alte sagte: „Da ich euch ja helfen wollte, helf ich euch noch bis zum Ende; ich werde euch in meinem Karren hinschieben.“ Die Luft schwirrte nur so von Flintenkugeln und dröhnte von Kanonendonner, ich hockte im Karren und wagte nicht, die geringste Bewegung zu machen.

Als wir angekommen waren und Tu-sheng gefunden hatten, verabschiedete sich der Alte und wollte nun zurückgehen. Wir waren ihm für sein gutes Herz wirklich dankbar. Ich nahm ein bisschen Geld, das mir noch geblieben war, heraus, um es ihm zu geben, aber er wollte es auf keinen Fall annehmen und sagte: „Wenn ich jemandem helfe und helfe ihm bis zum Ende, dann bin ich ganz zufrieden! Geld will ich dafür nicht.“ Mit diesen Worten nahm er seinen Karren, sagte noch „Auf Wiedersehen“ und ging fort. Ach, so gute Menschen sind wirklich selten!

Damals hatte Tu-sheng überhaupt nichts zu essen im Hause. Im Grundstück nebenan war ein großer Dattelbaum, da haben wir uns manchmal ein paar Datteln heruntergeschlagen und haben sie gekocht, um unsern Hunger zu stillen. Nach ein paar Tagen wurden auf den Hauptstraßen die Getreideläden geplündert; da ist Tu-sheng auch hinausgelaufen und hat etwas Reis und Mehl ergattert, nur auf diese Weise bekamen wir etwas zu essen.

Während ich im Hause von Tu-sheng lebte, brach eines Abends im Hause gegenüber plötzlich Feuer aus. Von allen Seiten kamen die Nachbarn herbei, um das Feuer zu löschen, doch sah man den alten Hausherrn in Hoftracht und die Beamtenkette umgehängt stumm aufs Feuer starren, und als er die Leute bemerkte, die zum Löschen kamen, rief er: „Gute Nachbarn! Löscht unter gar

keinen Umständen, sonst bringt ihr mich ins Verderben!“ In dem Moment kamen zwei Kinder mit geschorenen Köpfen mitten aus dem Feuer herausgelaufen, und als der alte Herr sie sah, rief er aus: „Nie-ch'u! Nie-ch'u!“ Dann wollte er durchaus selbst ins Feuer springen, doch stürzten ihm alle Leute nach und führten ihn fort. Später hörte man von einem Diener jenes Hauses folgendes: Der Herr war Beamter im kaiserlichen Versorgungsamt. Als er die ausländischen Soldaten zur Stadt hereinkommen sah, faßte er den Entschluß, freiwillig seinem Leben ein Ende zu machen. Einen Tag zuvor hatte er die Dienerschaft ausgezahlt und fortgeschickt, und an jenem Abend ließ er seine Frau, den jungen Herrn und dessen Frau jeden ein Bündel trockenes Gras ins Haus tragen und dann anzünden. Er selbst wartete, bis das Feuer brannte, um dann hineinzuspringen. Die zwei kleinen Kinder, die herausgelaufen waren, waren seine Enkelsöhne. Die alte Dame, der junge Herr und die junge Frau waren alle im Feuer umgekommen. Am nächsten Tag sahen wir noch, wie der alte Herr mit den beiden Kindern kam und Totenopferpapiere verbrannte.

#### Meine Bekanntschaft mit dem Oberbefehlshaber der vereinigten Heere, Waldersee

Die Zeit, die wir bei Tu-sheng wohnten, war erfüllt mit Angst und Schrecken. Damals war die Verwirrung auf den Straßen ungeheuer, Gewehr- und Kanonendonner ertönten ohne Unterbrechung, und wenn wir im Hof standen, sahen wir ringsherum von all den brennenden Häusern den Rauch aufsteigen, dicht wie Wolken, der Feuerschein breitete sich über den ganzen Himmel aus; es war schwer zu ertragen, hinzusehen. Wir versperrten unser Tor mit hölzernen Balken. Sobald es hell wurde, kletterten wir aufs Haus und versteckten uns zwischen den Dächern, am Abend erst kamen wir herunter und breiteten auf dem Boden des Zimmers eine Matte aus, auf der wir nachts schliefen.

Als dann die ausländischen Soldaten in die Stadt kamen und die Kaiserinwitwe mit dem jungen Kaiser entflohen, waren alle Menschen ganz bestürzt, und von allen Seiten kamen Gerüchte auf. Manche sagten: „Die Ausländer wollen sich auf den Thron setzen!“, andere wieder sagten: „Die Ausländer wollen einen neuen Anfang machen, einen Auserwählten auf den Thron setzen und ihn schützen!“

Nach ein paar Tagen wurde es etwas ruhiger, und da ich dort keine Möglichkeit hatte, Geld zu verdienen, plante ich, in die Südstadt zu ziehen. Damals waren auf allen Straßen ausländische Soldaten als Posten aufgestellt, die die Passanten außerordentlich gründlich untersuchten. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen, und mit meiner Mutter und dem Dritten Herrn Sun ging ich eilends vorwärts. Unterwegs wurden wir mehrmals angehalten und ausgefragt. Glücklicherweise waren es alles deutsche Soldaten. Daß ich ihre Sprache sprechen konnte, brachte uns viele Annehmlichkeiten, sonst wäre es uns schlimm ergangen.

Als wir in die Südstadt kamen, war es sehr schwer, ein Haus zu finden. Zunächst kamen wir in der Li-t'ie-kuai-hsieh-chie im Pfortnerhause einer Bekann-

ten unter.<sup>2</sup> Damals waren in der Südstadt viele ausländische Soldaten, die gegen alle Regeln verstießen; den ganzen Tag tranken sie, gingen ihren Vergnügungen nach und trieben Unfug. Eines Abends hörten wir draußen Tritte von Lederschuh, man hörte sie ohne weiteres in den Innenhof vordringen, nach kurzer Zeit hörte man sie wieder herauskommen und vor unserm Haus anhalten. Es klopfte an die Tür, aber ich wagte nicht zu öffnen. Als sie merkten, daß die Tür nicht geöffnet wurde, stießen sie heftig mit den Füßen dagegen. Nun mußte ich einsehen, daß es unmöglich war, nicht aufzumachen, und so rief ich ihnen schnell etwas zu, zündete die Kerzen an, öffnete die Tür und ließ sie eintreten. Es waren ein paar deutsche niedere Offiziere, die sich erst sehr unhöflich benahmen. Als sie dann merkten, daß ich deutsch sprechen konnte, und als ich sie dann noch nach dem deutschen Beamten Soundso und dem Herrn Soundso fragte, da meinten sie, ich sei von wer weiß wie hoher Familie und zeigten sich mir gegenüber voller Achtung. Nachdem sie ein Weilchen gegessen hatten, wollten sie wieder gehen und sagten: „Wir gehen zurück und werden über Sie dem Feldmarschall berichten, dann wird er Sie morgen holen lassen, bitte warten Sie zu Hause, rücken Sie auf keinen Fall aus!“

Am Morgen wurden wirklich zwei Leibwachen geschickt mit einem geschlossenen Wagen, um mich abzuholen. Als wir in ihr Quartier kamen, sah ich ihren Feldmarschall Waldersee – ich hatte ihn früher noch nie gesehen –, und er fragte mich: „Du warst in Deutschland?“ Ich sagte: „Als ich jung war, war ich mit dem Gesandten Hung dort.“ Dann fragte er: „Bist Du verwandt mit dem Gesandten Hung?“ Da habe ich allerdings etwas geschwindelt und gesagt: „Er war der Mann meiner älteren Schwester.“ Als er das hörte, freute er sich sehr. Je länger wir nun miteinander plauderten, desto fröhlicher wurden wir, wir mochten uns beide gern, und er behielt mich noch zum Abendessen da. Während des Essens benutzte ich die Gelegenheit, ihm ausführlich alles zu erzählen, erst von meiner Reise von Shanghai nach Tientsin, wie ich wegen der Boxerunruhen dann weiter nach Peking floh und unterwegs so verzweifelt war, und von den Schwierigkeiten, die ich dann in Peking hatte, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er hörte mit großer Anteilnahme zu, dann flüsterte und tuschelte er mit einem anderen Offizier, ich sah es nur, konnte es aber nicht hören. Daraufhin brachte er zwei gefütterte Kleider, beide aus bestickter Atlasseide, außerdem einen kleinen Kasten, in dem tausend Dollar waren, alles in Bargeld, und er sagte zu mir: „Es ist nur sehr wenig, aber bitte nimm es zunächst einmal und benutze es.“ Es waren gerade so elende und schwierige Zeiten für mich, und nun begegnete ich einer solchen Zuvorkommenheit. Ich war wirklich ganz gerührt, bedankte mich schnell und nahm es an mich.

So ging es bis in die Nacht, und als ich nach Hause gehen wollte, ließ Waldersee mich nur sehr ungern fort, und er schärfte mir ein und flehte mich an, nur recht oft in sein Quartier zu kommen. Dann hat er selbst mich noch ein gutes

---

2 Als CH'I Ju-shan sie etwas später in Peking traf, unterhielt sie ein Haus in der Steingasse (Shih-t'ou hu-t'ung); cf. *Kuan-yü Sai Chin-hua* a.a.O.

Stück begleitet, und zum Abschied schüttelten wir uns die Hände. Seither ließ er mich fast täglich holen, und mit Ausnahme ganz weniger Tage verbrachte ich den größten Teil des Tages in seinem Quartier.

### Wie ich den Pekingern gegen die Grausamkeiten und Zügellosigkeiten der vereinigten Heere half

Als ich Waldensee zum ersten Mal sah, sagte er mir, daß ihnen als Neulingen in Peking der Ort sowohl wie die Menschen ganz fremd seien, die ganze Heeresversorgung funktioniere noch nicht, und ich möchte ihm doch dabei behilflich sein. Als ich das hörte, erschien es mir sehr schwierig, ich bin ja schließlich nur eine Frau, und wie hätte ich mit Lebensmitteln en gros irgendwelche Erfahrung haben sollen? So lehnte ich es zunächst entschieden ab, wofür ich aber keinerlei Verständnis bei ihm fand. Ein paar Tage später, als ich bei ihm im Quartier war, sagte er mir wieder, ich möchte ihm doch helfen. Ich konnte es nicht gut noch einmal ablehnen, und so stieg ich aufs Pferd, – das war nicht wie bei Tungchou, wo es übers freie Feld ging, so hatte ich den Mut, aufzusteigen –, ein paar Unteroffiziere begleiteten mich, um verschiedene Kaufleute aufzusuchen. Wer wagte sich damals noch auf die Straße? Auf beiden Seiten sah man nichts als Läden und Wohnhäuser mit fest verschlossenen Türen, die Straßen waren ganz tot mit nur vereinzelt Menschen, Schutthaufen und eingefallenen Mauern, die ein recht betrübliches Bild boten!

Wie sollte ich unter diesen Umständen etwas finden? Nach langem Nachdenken schien es mir am besten, von Haus zu Haus zu gehen und an die Türen zu klopfen. Als schließlich ein paar Leute herauskamen, sagte ich zu ihnen: „Ihr braucht keine Angst zu haben, die Ausländer sind ganz vernünftig und wollen nach Recht und Sitte mit Euch Handel treiben, ohne Falsch und Betrug. Jetzt wollen sie Lebensmittel en gros besorgen, und ich bin dafür verantwortlich. Wer von euch zu diesem Handel willens ist, der komme bitte zum Liu-li-ch'ang ins Haus Lo und frage dort nach mir – inzwischen war ich dorthin gezogen –, es ist der Zweite Herr Sai, der euch gegenüber bürgt.“ Nachdem ich so gesprochen hatte, kamen am nächsten Tag wirklich ein paar ganz Mutige zu mir ins Haus, um zu zeigen, daß sie zu diesem Handel willens waren. Als ich sah, daß sie den Handel wagten, freute ich mich von Herzen und nahm sie sofort ins deutsche Quartier mit, wo dann über alle Einzelheiten des Einkaufs verhandelt wurde. Außerdem wurde jedem Händler eine deutsche Flagge gegeben, daß er sie an seine Haustür stecke, damit er beim Transport der Ware nicht belästigt würde. Jene Leute, die den Handel trieben, sind später fast alle sehr reich geworden, sie verdienten ja auch Zehntausende. Der Preis für ihre Waren war gewaltig hoch, ein Ei wurde für fünf Cent Silberwährung verkauft, ein Vielfaches des Friedenspreises.

Als die ausländischen Soldaten in die Stadt kamen, hatten sie anfangs keinerlei Disziplin, sie trieben Unzucht und Raub, wie es ihnen paßte; wieviele Frauen in Peking ihretwegen Selbstmord begingen, weiß man gar nicht. Ihr größter Feind waren natürlich die Boxer. Wenn sie bei jemandem auch nur den

geringsten Verdacht hatten, so war das eben ein Boxer, und es wurde nicht danach gefragt, ob das auch wirklich so sei, sondern der Betreffende wurde sofort ergriffen und getötet. Das war wohl eine Art Vergeltung, einen Monat zuvor hatten die Boxer die andern auf genau dieselbe Weise umgebracht! Jedes Mal, wenn ich ausging und auf solch einen Auftritt stieß, lief ich eiligst hinzu und sagte: „Der ist kein Boxer, ich kann mich dafür verbürgen, ich kann mich dafür verbürgen!“ Damals kannten mich auch ungefähr alle ausländischen Soldaten, und sowie sie mich das sagen hörten, ließen sie von ihrem Opfer ab. Auf diese Weise habe ich eine große Anzahl von Leben gerettet. Später sagte ich bei Gelegenheit zu Waldersee: „Als die Boxer hörten, daß ihr kämt, sind sie geflohen, als es noch Zeit war. Was jetzt noch in Peking übriggeblieben ist, sind alles nur ganz bescheidene, harmlose Leute, die durch die Boxer schon viel Schaden erlitten haben; wenn man sie jetzt wiederum als Boxer behandelt, ist das nicht Unrecht?“ Als Waldersee dies von mir hörte, glaubte er mir und erließ daraufhin einen Befehl, der den Soldaten untersagte, weiterhin beliebig Leute auf der Straße zu töten. Und als die Soldaten diesen Befehl sahen, wurde ihr Benehmen wenigstens ein bisschen gemäßigter. In Wahrheit gab es zu jener Zeit in Peking noch viele Boxer!

Damals wurden alle Chinesen, ohne Rücksicht darauf, ob sie Beamte waren oder einfache Leute, ob alt oder jung, wenn sie nur brauchbar waren, von den ausländischen Soldaten einfach abgeholt und als Kulis verwendet. Wenn sie nicht kräftig waren und der Arbeit nicht gewachsen, so wurden sie mit Lederpeitschen geschlagen. Wie oft sah man nicht auf der Straße einen gebrechlichen, bleichgesichtigen Gelehrten, oder einen hinfalligen Greis Sachen für sie schleppen, unter denen sie fast zusammenbrachen. Die Menschen, die das sahen, wurden wirklich traurig im Herzen! Eines Tages wurde auch Ch'en Yü, der Vorsitzende des Zensorrats, von den ausländischen Soldaten ergriffen und als Kuli benutzt. Als ich das sah, regte es mich sehr auf, denn ich war mit Ch'en besonders gut befreundet; als ich schnell dazulief und mit ihnen redete, ließen sie ihn schließlich frei. Ach! damals sah es wirklich nach dem Untergang des Reiches aus.

Da der deutsche Gesandte von Ketteler in Peking ermordet worden war, waren es die deutschen Soldaten, die China am meisten haßten, besonders auf die Kaiserinwitwe Tz'ü Hsi hatten sie es abgesehen. Sobald sie nach Peking kamen, suchten sie überall nach ihr und erkundigten sich nach ihren Spuren. Immer wieder sagten sie zornig zu mir: „Die Beziehungen zwischen China und Deutschland sind bis zu dieser Tat von jeher sehr freundschaftlich gewesen, warum ist unser Gesandter nur ohne jeden Grund ermordet worden? Das war alles die Idee von diesem alten Weib, man muß unbedingt ihr Fleisch in Stücke hacken, an der Sonne dörren und dann mit in unsere Heimat nehmen, dann erst kann sich der Haß verringern.“ Dann sagte ich, um einzulenken: „Wer euren Gesandten ermordet hat, das ist nicht die Kaiserinwitwe, das sind die Boxer. Sie verbrachte den ganzen Tag im Innern des Palastes und kam nur selten heraus, was hätte sie von den Dingen draußen wissen können?“ Dann fragten sie wie-

der: „Und wohin ist sie nun geflohen?“ Ich sagte: „Das weiß niemand, wohin sie geflohen ist.“

„Der Zweite Herr Sai“, dieser Name war damals weit und breit berühmt: den Häusern war er vertraut, und auch die Hütten kannten ihn. Einer löste den andern ab, mit seiner Visitenkarte zu mir zu kommen, sei es, um mit mir Freundschaft zu schließen, sei es, um mich anzuflehen, für ihn ein gutes Wort einzulegen. Nun bin ich ein Mensch, der nicht „Nein“ sagen kann, und meiner Natur lag es schon immer, die Angelegenheiten anderer auf mich zu nehmen. Es kamen mehrere Angehörige der Fürstenhäuser, um mit mir Blutsverwandschaft zu schließen, denn sie meinten, wenn sie als meine Verwandten herumgingen, würden sie einigen Schutz genießen.

Unterdessen hatte ich sehr gut reiten gelernt, und als die Leute merkten, daß mir das viel Freude machte, kauften sie Pferde und schenkten sie mir. Wenn mir selbst ein schönes Pferd begegnete, kaufte ich es auch. Ich hatte vier erstklassige Pferde, die hießen: Eisenhautrappe, Donnerrollen, Rauchduft und Hua-liu, alles einfarbige Rappen, nicht fett und nicht mager, wie für ein kaiserliches Viergespann ausgesucht. Dann hatte ich noch ein kleines koreanisches Pferd, das mir der Vizeminister des kaiserlichen Versorgungsamtes geschenkt hatte, und das, so klein es war, doch ganz besonders kräftig und ausdauernd war. Wenn es mit großen Pferden zusammenlief, ließ es diese nie voran, es war wie „eine in der Tasche verborgene Nadel“. Wenn ich ausging, war es immer zu Pferde. Ich ritt nicht sehr schnell, hinter mir kamen einige Diener und Pferdeknechte als Begleitung, und jeder, der uns sah, wußte, der Zweite Herr Sai reitet vorüber. Man kann sagen, daß ich mit allen Pekingern sehr gut stand. Einmal, als ich durch die Straßen ritt, sah ich ein kleines Kind von etwas über zehn Jahren, das eine Flasche in der Hand hielt, in der es Essig geholt hatte. Ich fragte: „Wofür hast du den Essig gekauft?“ Und als es antwortete: „Um Klöße zu essen“, sagte ich: „Geh nach Hause und sag deiner Mutter, sie soll ein paar mehr dämpfen, der Zweite Herr Sai wird nach einem Weilchen zu euch kommen und Klöße essen.“ Diese Familie hat dann bestimmt viele Klöße vorbereitet und auf mich gewartet, dabei hatte ich nur einen Scherz mit ihnen gemacht, wie hätte ich wirklich die Leute belästigen können!

Die Straßen und Wege in Peking waren zu jener Zeit arg verschmutzt und kein Mensch kümmerte sich um den Unrat, von dem die Straßen voll waren. Das war den Ausländern zuwider, und so gaben sie einen Erlaß heraus, in dem sie verlangten, daß die Leute in den Kaufläden und Wohnhäusern selbst das Stück vor ihren Türen fegten. Kam es vor, daß noch etwas Schmutz da war, so fanden sie es heraus, und die Leute wurden erst verprügelt und dann bestraft. Daß diese Art vorzugehen viel zu streng war, ist gewiß, aber die Straßen wurden doch unbedingt viel sauberer. Als später die Kaiserinwitwe wieder nach Peking zurückkam und sah, daß die Straßen ordentlicher und sauberer waren als früher, da freute sie sich sehr und lobte die Ausländer, wie tüchtig sie doch seien.

### Die Feuersbrunst im I-huan-Palast

Wenn ich nun auf die unangenehme Geschichte der Feuersbrunst im Palast zu sprechen komme, so denke ich dabei an eine Reihe gewissenloser Menschen, die Verleumdungen erdichteten und mir dadurch ganz gräßlich schadeten! Sie sagten mir nach, ich schlief jede Nacht mit Waldersee zusammen im Drachentbett der Kaiserinwitwe, und eines Nachts, als wir schon eine Weile geschlafen hätten, wäre Feuer ausgebrochen, und wir wären alle beide splitternackt aus dem Palast herausgelaufen. Dies ist nun nichts als eine gemeine und kränkende Besudelung. Obwohl mein Verhältnis zu Waldersee sehr freundschaftlich war, in dieser Hinsicht war es absolut harmlos. Auch wenn wir uns über ganz gewöhnliche Dinge unterhielten, ging es äußerst formell zu, und es fiel auch nicht ein einziges Wort, das etwas Unkeusches an sich gehabt hätte. Nur daraus, daß die Leute mich immer mit Waldersee zusammen durch die Straßen reiten sahen und ich auch oft in seinem Quartier übernachtete, schlossen sie einfach, wir hätten ein Verhältnis miteinander gehabt.

Waldersee bewohnte zwar den Palast, aber er schlief gar nicht in den Palasträumen, sondern hatte sich neben dem I-huan-Palast (im Westteil) einen ruhigen und abgelegenen Ort ausgesucht und dort sein Zelt aufgeschlagen, wo er fast alle Geschäfte erledigte und auch schlief. Jene Feuersbrunst entstand durch die Unachtsamkeit einiger Soldaten. Der Schaden war recht beträchtlich, und ein Generalstabschef ist dabei verbrannt.

Wenn die Offiziere sich dort einsam fühlten und Mädchen haben wollten, um mit ihnen Wein zu trinken, baten sie immer mich, ihnen welche vorzustellen. Da ich das nicht ablehnen konnte, schickte ich jemanden aus, welche zu holen. Sie kamen immer aus den Etablissements, und da ihnen am Geldverdienen gelegen war, kamen sie auch alle sehr gern. Für einen Besuch bekamen sie hundert Silberdollar. Während sie dann mit den Offizieren Wein tranken, saß ich ganz allein und müßig in einem Nebenzimmer, steckte mir aus Langeweile etwas Opium an und rauchte. In jener Zeit habe ich mir das Opiumrauchen angewöhnt.

Waldersee sagte oft zu mir: „Wenn du von den Sachen im Palast irgend etwas gerne haben willst, so nimm es dir ruhig mit, das geht gut.“ Da dachte ich nur, wie könnte ein Angehöriger des chinesischen Volkes Dinge aus dem kaiserlichen Haushalt einfach mitnehmen? Ich dankte ihm nur und ließ es dabei bewenden. Da war eine Porzellanschale mit fünf Glückszeichen des langen Lebens, in Glasur und Farben sehr fein und auch schön in der Form, Waldersee benutzte sie als Obstschale. Als er sah, daß sie mir gut gefiel, sagte er: „Ich schenke sie dir.“ Sofort wollte er jemanden beauftragen, sie in mein Haus zu bringen, da sagte ich schnell: „Lassen Sie, ich nehme sie nachher selber mit“, nur so konnte ich Zeit gewinnen und es dann dabei bewenden lassen. Wie hätte ich wohl Sachen aus dem Palast einfach mitnehmen können?

Als Waldersee nach Deutschland zurückging, schrieb er mir noch mehrere Briefe. Ich habe sie immer durch einen aus Deutschland zurückgekehrten Studenten beantworten lassen: denn ich kann nur deutsch sprechen, die Feder benutzen und schreiben kann ich gar nicht. Später ging jener Student aus Peking

fort, da hatte ich niemanden, die Briefe für mich zu schreiben, und so schief der Briefverkehr allmählich ein.

### Wie ich zur Zeit der Friedensverhandlungen die Witwe des ermordeten deutschen Gesandten von Ketteler beschwichtigte

Bei den Friedensverhandlungen war die Haltung Deutschlands die hartnäckigste. Die Deutschen fanden, daß ihr Standpunkt dadurch gerechtfertigt wurde, daß ihr Gesandter umgekommen war, und gaben in keinem einzigen Punkte nach. Besonders war es Frau von Ketteler, die nur daran dachte, daß ihr Mann gerächt werden müsse und daher auf einigen ganz unsinnigen Bedingungen bestand, wie daß die Kaiserinwitwe sich ihnen stellen und der Kaiser selbst Buße tun müsse. Sie war absolut unnachgiebig, so daß der hohe Bevollmächtigte für die Friedensverhandlungen, Li Hung-chang, einfach gar nichts erreichen konnte. Als ich diese Lage sah, wurde ich wirklich ärgerlich im Herzen, auch traurig, denn wie oft und dringlich hatte ich doch Waldersee privat geraten, nicht zu voreingenommen zu sein und China doch einiges einzuräumen und damit zu vermeiden, daß die beiden Reiche sich in Zukunft nur um so heftiger hassen würden. Waldersee sagte, er wäre damit ganz einverstanden, nur wäre die Frau von Ketteler etwas schwierig. Und so habe ich mich freiwillig erboten, als Vermittlerin mit ihr zu reden.

Als ich sie besuchte, war ihr Benehmen mir gegenüber sehr liebenswürdig. Sie bat mich, Platz zu nehmen, und wir unterhielten uns erst über allerlei Dinge, bis ich dann allmählich das Gespräch auf diese Sache brachte und sagte: „Wer Ihren Herrn Gesandten ermordet hat, das war keineswegs die Kaiserinwitwe, auch nicht der Kaiser, das waren jene unwissenden und engstirnigen Räuber, die Boxer, und die sind, nachdem sie ihr Unheil angerichtet hatten, längst auf und davon. Die Beziehungen zwischen unseren zwei Reichen waren von jeher sehr freundschaftlich, und damit in der Zukunft die frühere Freundschaft wieder hergestellt werde, bitten wir Sie, einen Anfang zu machen und etwas nachzugeben! Wenn Sie nur einverstanden sind, so sind die andern auch alle einverstanden.“

Da antwortete Sie: „Mein Mann hat niemals Feindschaft oder Haß gegen China gefühlt, warum hat man ihn nur ermordet? Ich verlange auf jeden Fall Rache für ihn, er kann doch nicht einfach umgekommen sein ohne irgendwelche Folgen!“ Ich entgegnete: „Gerächt, kann man sagen, ist er schon. Unser hoher Beamter Wang hat einige Leute zum Selbstmord verurteilt und andere enthauptet, ist das noch nicht Rache genug?“ Doch erwiderte sie: „Nein, das ist noch nicht genug; nicht nur muß die Kaiserinwitwe sich stellen, auch der Kaiser muß Buße tun.“ Sie sagte das mit großer Entschiedenheit. Ich dachte nach, und dann sagte ich:

„Gut! Bei Ihnen im Ausland errichtet man für diejenigen, die sich für ihr Land geopfert haben, eine Gedenksäule, oder man gießt eine Bronzestatue; bei uns in China ist das Äußerste an Verherrlichung die Errichtung eines Ehrenbogens. Sie sind schon so viele Jahre in China, haben Sie da nicht solche Ehrenbogen gesehen, die Kindesehrfurcht oder Witwentreue verherrlichen? So wird

seit alters der Ruhm dieser Menschen für tausend Jahre verewigt! Wenn wir nun Ihrem Herrn Gesandten einen noch größeren Ehrenbogen errichten, und alles, was er seit seiner Geburt erlebt hat, bis ihn dieses Unglück traf, im Namen des Kaisers darauf eingraviert wird, das wäre dann die Buße des Kaisers.“

Als ich das so ausführlich schilderte, nickte sie schließlich zustimmend. Ich war im Herzen außerordentlich glücklich, man kann doch sagen, daß ich damit dem Reich einen kleinen Dienst erwiesen habe. Ich habe gehört, daß in den Verträgen der allererste Paragraph eben diese Bestimmung enthält!

Der Ehrenbogen wurde dann nördlich des Tung-tan P'ai-lou errichtet, an der Stelle, wo Ketteler das Unglück getroffen hatte. Als dann im 6. Jahr der Republik der europäische Krieg zu Ende war und Deutschland verloren hatte, da hat die chinesische Regierung den Ehrenbogen abreißen und fortschaffen lassen, und zwar wurde er in den Zentralpark gebracht und umbenannt in „Ehrenbogen des gerechten Sieges“. Damals fand eine sehr große Gedenkfeier statt, und da ich mit dem Ehrenbogen etwas zu tun gehabt hatte, wurde ich eingeladen, daran teilzunehmen. Viele Menschen waren bei dieser Versammlung, und viele Herren wie Ch'ien Neng-hsün und Tuan Ch'i-jui hielten Reden. Nach der Versammlung wurde noch eine Photographie gemacht, darauf steht eine Frau in der vordersten Reihe, und das bin ich.

#### Wie ich vom Pferd fiel und mich verletzte

Das war das Gefährlichste, was ich je erlebt habe, und noch jetzt, wenn ich daran denke, überlaufen mich Schauer!

Ich war an einem Nachmittag auf meinem „Eisenhautrappen“ zum Haus von Wang Chang-lin geritten; Chang-lin war ein Blutsbruder von unserem Dritten Herrn Sun, damals betrieb er zwar schon ein Etablissement, das Vorführungen gab, aber noch kein Freudenhaus. Ich war eine ganze Weile geblieben, und draußen war es schon ganz dunkel geworden. So schickte ich meinen Diener nach Hause, um Laternen zu holen, denn da ich beim Weggehen vorgehabt hatte, früher zurückzukommen, hatte ich keine mitgenommen. Als der Diener schon sehr lange fortgewesen war und immer noch nicht zurückkam, wurde ich ungeduldig und wollte nicht mehr länger warten, sondern allein nach Hause reiten. Chang-lin bemühte sich sehr, mich davon abzuhalten und wollte mich keinesfalls gehen lassen, er sagte: „Warf noch ein Weilchen! Wenn er dann noch nicht kommt, bringe ich dich nach Hause.“ Ich fand aber nichts dabei, die Wege waren mir alle bekannt, wieso sollte ich nicht allein zurückgehen? So antwortete ich: „Ich kann allein nach Hause gehen, gebt mir nur eine Lampe.“ Seine Schwiegertochter zündete mir gleich eine an, ich stieg aufs Pferd, befestigte die Lampe an der Reitpeitsche und ritt langsam fort.

Als ich in die Shensi-Gasse einbog und beinahe schon zu Hause war, hörte ich plötzlich hinter mir das Rumpeln eines Wagens, was mir einen heftigen Schreck versetzte. Als ich dann genauer hinsah, erkannte ich, daß es ein Wagen mit scheuenden Maultieren war. Als mein Pferd es merkte, wieherte es plötzlich auf und fing wild zu galoppieren an; so lief mein Pferd voran und jener Wagen

mit den scheuenden Maultieren hinterher, ich schrie laut vor Schreck, aber es war schon ungefähr Mitternacht, und die Leute in den Läden und in den Wohnhäusern hatten alle ihre Tore geschlossen und schliefen, die Straße war ganz still, daher kam auch niemand auf dies Schreien und Rufen hin heraus. Mein Pferd flog nur so dahin, und so straff ich auch die Zügel an, so konnte ich es doch nicht zügeln, und so blieb mir nichts übrig, als mich nach vorne zu beugen und mich an der Mähne des Pferdes ganz fest zu halten und es laufen zu lassen. Als es bis zum Han-chia-t'an gelaufen war, wurde der Weg sehr eng und schmal. Ich hatte Angst, meine Füße könnten seitlich an die Mauern anstoßen, und so nahm ich sie schnell aus den Bügeln, aber da ging das Pferd gerade hoch, und als es wieder herunter kam, da warf es mich ab. Ich fiel mit dem Kopf auf die steinerne Schwelle eines Haustores und wurde sofort ohnmächtig. Später hörte ich, daß jener Maultierwagen uns direkt auf den Fersen war und uns beinahe erreicht hätte; glücklicherweise wurde er noch aufgehalten, sonst wäre ich zermalmt worden!

Nach einer langen Zeit von Durcheinander hörten es die Leute endlich und kamen aus ihren Häusern gestürzt, und als sie hinsahen, sagten sie: „Ach! Das ist ja furchtbar, das ist doch der Zweite Herr Sai?! Wir müssen ihr schnell aufhelfen!“ Das Blut war schon aus den Wunden hinabgeflossen und hatte meinen ganzen Körper gefärbt. Ich besinne mich noch, an jenem Tag hatte ich ein sehr hübsches Kleid an: ein mit schneeweißem ausländischer Seide gefüttertes Atlaskleid, mit vier Borten von Baturu gesäumt, um die Taille war ein silbrigweißes besticktes Tuch geschlungen, dazu ein Paar neue spitze Schuhe. Nach einer Weile, als sie zu Hause die Nachricht erhalten hatten, kamen sie alle schnell herbeigestürzt, verbanden meine Wunden mit Tüchern und trugen mich nach Hause.

Alle Pekingener Bekannten, als sie davon hörten, kamen mich zu besuchen, manche brachten auch Ärzte mit, auch Waldersee schickte einen seiner Stabsärzte.

Damals trug ich mein Haar in langen Zöpfen. Der Arzt teilte meine Haare auseinander und schnitt ein Büschel ab, dann wusch er mit einer Medizin die Wunde aus, tat etwas weißen Puder darauf, verband sie dann mit Mullbinden, und dann meinte er: „Zwischen der Wunde und dem Hinterhirn ist nur noch ein ganz dünnes Häutchen, wenn das auch noch verletzt wäre, dann würde das Hirn auslaufen.“ So gefährlich war das!

Nach ein paar Tagen hatte es sich herumgesprochen, und von überall wurden mir kräftigende Arzneien zugeschickt, wie Ginseng, Geweihsprossen usw. Mein Sturz hat die Leute wirklich viel Geld gekostet.

Waldersee hat ein paar Tage verstreichen lassen, dann kam er mich besuchen. Das war zwei Monate, bevor er heimfuhr. Vor seiner Abreise hat er mir noch selbst Arzneien gebracht und hat mir Trost zugesprochen. Lange haben wir noch über alles mögliche geredet, dann haben wir kummervollen Abschied voneinander genommen und haben uns getrennt.

Meine Wunde ist erst im nächsten Jahr, als es Frühling wurde, ganz geheilt.

### Wie ein Freudenmädchen Gift schluckte und ich dadurch ins Elend kam

Nachdem ich im Jahre 1900 von Tientsin nach Peking geflohen war, blieb ich ganz dort. Zu jener Zeit führte ich ein Haus im Stile eines „Wohnheims“ mit nur wenigen Mädchen, die auch nicht beliebig Gäste empfangen konnten; es kamen nur vertraute Freunde oder Menschen, die diese einführten. So vergingen drei bis vier Jahre. Eines Tages war der Vierte Herr Chin bei mir, den ich sehr gut kannte. Er war ein berühmter Geomant, der nur für den Palast selbst arbeitete, und ich hatte absolutes Vertrauen zu ihm. Er sagte: „Zweiter Herr, ich habe ein ganz wunderbares Haus gesehen. Wenn man dort ein Etablissement einrichten würde, so würde es bestimmt Reichtümer einbringen. Ein anderes Geschäft aber wäre dort unmöglich, denn es hat die Form einer Schildkröte. Hättest du wohl Lust, es zu mieten?“ Bei diesen Worten wurde ich ganz aufgeregt, und so beauftragte ich ihn, das Haus für mich zu mieten. Es lag in der Shensi-Gasse, an der Stelle, wo nach der Revolution das große Restaurant Sai-ch'ung-lin eingerichtet wurde. Nachdem die Steuern hinterlegt und die Schilder ausgehängt waren, erwies es sich wirklich als sehr günstig, bei der Abrechnung konnte ich jeden Tag einen großen Batzen zurücklegen.

Jedoch im Herbst dieses Jahres starb mein jüngerer Bruder in Suchou an einer Krankheit. Ich fuhr nach Hause, um die Beerdigung zu besorgen und kam erst im vierten Monat des nächsten Jahres zurück. Und im fünften Monat passierte dann diese unglückselige Geschichte: eines meiner Mädchen nahm Gift. Es gibt Menschen, die meinen, einer meiner Feinde müsse die Zeit meiner Abwesenheit benützt haben, die geomantisch günstige Lage des Hauses zu verderben.

Was aber wirklich geschehen ist, ist folgendes: Als ich die Beerdigung meines jüngeren Bruders und noch einiges andere erledigt hatte, bin ich noch bis nach Neujahr in Suchou geblieben und bin dann nach Shanghai gefahren. Dort besorgte ich mir ein paar Mädchen. Eine, Chin Feng-yün, kostete mich 2500 Dollar; eine andere, Hsiu-ling aus Suchou, kaufte ich für 3000 Dollar; wenn man alle Ausgaben einrechnet, kam es auf 4000. Dann nahm ich noch zwei Schwestern Lin und zwei etwas ältere Mädchen, im ganzen waren es sechs. Als ich sie nach Peking gebracht hatte und sah, daß in dem Haus noch ein paar Zimmer leer standen, faßte ich den Plan, bei Gelegenheit noch ein Mädchen dazuzukaufen. Nie hätte ich gedacht, daß mir diese dann soviel Unglück bringen würde! Als ich sie kaufte, hatte ich schon das Gefühl, betrogen zu werden. Nach Angabe des Vermittlers war sie ein Mädchen aus gutem Hause aus dem Kreise Wu-ching. Er sagte, sie habe eine gute Figur und solle in ein Teehaus verkauft werden, und fragte mich, ob ich sie haben wolle. Ich sagte ihm, er solle sie mir erst bringen, damit ich sie mir ansehen könne. Als sie kam, hatte sie ein einfaches Kleid aus blauem Tuch an, rote Wickelgamaschen, und frisiert war sie noch mit Stehzöpfchen. So sah sie aus, als ob sie eben vom Lande käme, aber alles in allem war sie recht hübsch: ein ovales Gesicht, doppelte Augenlider, klare blitzende Augen und eine helle zarte Haut. Wir verhandelten über den Preis und einigten uns auf 1200 Taels. Tausend sollten an ihre Familie gehen,

200 waren die Vermittlergebühr. Ich suchte ihr einen Namen aus und nannte sie Feng-ling. Die Mädchen, die ich gekauft habe, haben alle ein *ling* (Glocke) in ihrem Namen. Nach ein paar Tagen erfuhr ich, daß sie sich schon in einem Teehaus in der kleinen Li-sha-mao-Gasse herumgetrieben hatte, wo sie die Kleine Fünfte hieß. Dort hatte sie einen Kunden, der sie für 800 Taels loskaufen wollte, und nun fürchteten sie dort, die beiden könnten zusammen entfliehen, und so haben sie sie eiligst verkauft. Allmählich merkte ich auch, daß sie außerdem noch opiumsüchtig war. Und das sollte ein Mädchen aus gutem Hause sein! Obwohl ich mir bewußt war, betrogen worden zu sein, sah ich doch, daß sie recht brav war, und so benahm ich mich wie der Stumme, der bittere Arznei schluckt, und sagte gar nichts.

Damals war ich sehr beschäftigt, den ganzen Tag lang sollte ich zu Leuten zur Unterhaltung gehen, im Etablissement war ich immer nur für kurze Zeit, und die dortigen Angelegenheiten hatte ich ganz dem Dritten Herrn übergeben. Eines Tages, es war mitten in der Nacht und wir schliefen alle, kam der Zweite Herr P'an, der auch ein Kunde von uns war, und begehrte mit einigen Freunden Einlaß; sie kamen vom Nachbarhaus, wo sich irgendwelche Eifersüchteleien entwickelt hatten, nun zu uns herüber. Der Torwächter öffnete ihnen und bat sie herein, alle meine Mädchen wurden geweckt, Tische aufgestellt, und sie spielten Mahjong, sprachen und sangen, und erst am Morgen gingen sie fort. An jenem Tage war ich vom T'ao-jan-Pavillon zurückgeritten und hatte mich unterwegs erkältet und fühlte mich auch etwas fiebrig; so hatte ich mich früh zurückgezogen und war auch nicht aufgestanden, um die Gäste mit zu empfangen. Für den nächsten Tag hatte sich der junge Herr vom Lu-chung-t'ang angemeldet, er hatte in unser Etablissement Gäste zum Mittagessen eingeladen. Zwischen acht und neun Uhr standen die Mädchen daher alle schnell auf, um sich zurechtzumachen. Damals waren Zöpfe die große Mode, und so hatte ich einen Friseur engagiert, sie ihnen zu flechten. Die Mädchen waren alle fertig, bis auf Feng-ling, die über den Tisch gebeugt dalag, ohne sich zu bewegen und ohne zu sprechen. Hsiu-ling stand neben ihr und fragte sie: „Feng-ling, was ist mit dir?“ Sie antwortete nicht einmal. Dann kamen sie zu mir gelaufen und sagten mir Bescheid, und als ich hinüberging, sah ich sie sofort, wie sie über den Tisch gebeugt dalag, und ich fragte sie: „Feng-ling, was ist mit dir? Fühlst du dich nicht wohl? Oder hast du dich über jemand geärgert?“ Sie gab auch nicht den geringsten Laut von sich. Da hob ich ihren Kopf und sah sie an, ihre Augen waren ganz rot. Mit beiden Händen faßte sie nach ihrem Herzen. Ich fand, daß das böse aussah, und dachte, sie hätte Opium geschluckt; so nahm ich ihre Hand und fragte sie eindringlich: „Feng-ling, Feng-ling, was hast du denn gegessen? War es Opium? Du solltest dich nicht so verschließen, wenn du etwas auf dem Herzen hast, so brauchst du es mir nur zu sagen, und wenn du jemand im Sinn hast, kannst du auch fortgehen, es findet sich schon eine Lösung.“

Im allgemeinen war ich doch nicht schlecht zu dir! Warum nur willst du deinem Leben ein Ende machen? Sag's mir schnell!“ Als sie mich so sprechen hörte, da erst sagte sie, daß sie Opium geschluckt habe, und während des Spre-

chens liefen ihr die Tränen aus den Augen. Und zwar war es so, daß der Enkelsohn vom alten Herrn Ts'ui, dem Verwalter des Hatamen, mir vor einigen Tagen eine Schachtel mit Opiumpillen geschenkt hatte, von denen ich nur wenige geraucht hatte, den Rest hatte ich in einem Kasten verwahrt, und den hatte sie, ich weiß nicht wann, herausgeholt und eine ganze Menge davon gegessen. Ich schickte sofort einen Diener fort, um Medizin zu kaufen. Dann habe ich ihr den Mund aufgesperrt und ihr die Medizin eingeflößt, sie erbrach sie auch nicht. Inzwischen war es schon fast elf Uhr, ich mußte noch den Gästen von Herrn Lu aufwarten, und so ließ ich sie zunächst nach hinten tragen, damit die Medizin weiter wirke; auch hatte ich Angst, wenn Herr Lu käme, würde es schlecht aussehen. Nach einer Weile waren die Gäste vollzählig versammelt, ich war ganz damit beschäftigt, sie zu unterhalten und ich bin gar nicht mehr nach hinten gegangen, um nach ihr zu sehen. Erst nach Tisch sagten sie mir, Feng-ling wäre schon gestorben! Eigentlich war sie ein begabtes Kind, und auf diese Weise mußte sie sterben, wirklich ein Jammer!

Was hatte ich nun alles zu tun! Zunächst schickte ich den Dritten Herrn mit 250 Taels aus, einen Sarg zu besorgen. Ich wagte es nicht, sie besonders einzukleiden. Dann wollte ich dem Fünften Stadtbezirk Anzeige machen, damit jemand komme, um Leichenschau zu halten. Eben in dem Moment kam die alte Zweite Frau P'u herein, die einen Schneiderladen hatte und mir gerade Kleider brachte. Als sie sah, was los war, meinte sie: „Wenn man das einfach anzeigt, fürchte ich, wird es nicht glatt gehen. Es ist besser, ich nehme einen falschen Namen an und mache die Anzeige als leibliche Mutter von Feng-ling. Wenn ich diese Täuschung auf mich nehme, dann wird es wesentlich leichter für dich abgehen.“

Als die Angestellten diese ihre Rede hörten, fanden sie sie alle sehr vernünftig. Ich selbst war innerlich ärgerlich und verwirrt und sagte einfach so dahin: „Gut, zeig du es also an!“

Nach einer Weile schickte die Stadt jemand zur Leichenschau, der nichts weiter sagte. Da dachte ich, nun wäre alles erledigt und wartete nur noch auf die Beerdigungserlaubnis. Unerwarteterweise entstanden aber Schwierigkeiten. Ich weiß nicht, woher Verwandte der Verstorbenen dahergelaufen kamen, sie waren eben auf einmal da. Einige von den Angestellten meines Etablissements, die überall ihre Finger drin hatten, sprachen die Sache herum mit Verleumdungen, wie daß Feng-ling durch meine schlechte Behandlung zum Selbstmord getrieben worden sei. Wie das den Stadtbehörden zu Ohren kam, schickten sie gleich Leute mit einer Vorladung. Als ich das hörte, geriet ich ganz außer mir vor Ärger; ich warf mir nur schnell eine Jacke über und ging mit ihnen zum Amt. Ich fühlte, daß ich nichts getan hatte, was ich zu bereuen hätte, und hatte daher gar keine Angst. Ach, wie hätte ich ahnen können, daß da ein paar alte Freunde und Verwandte vom Hause Hung dahintersteckten wie Lu Jun-hsiang und Sun Chia-nai<sup>3</sup>, die schon seit langem nach einer Gelegenheit suchten, mir etwas

3 孫家弼 1827–1909; cf. *Eminent Chinese* II, 673/4.

anzuhängen, mein Etablissement aufzulösen und mich zu zwingen, in meine Heimatstadt zurückzukehren.

#### Wie ich vom Justizamt in meine Heimat zurückbefördert wurde

Als ich auf die Behörde kam, wurde mir auch nicht eine einzige Frage gestellt, sondern ich wurde sofort zum Justizamt geschickt. Da ich glücklicherweise die Leute im Justizamt fast alle kannte, bin ich dort recht gut behandelt worden. Auf dem Wege dorthin war ich auch nicht gefesselt. Damals war der zuständige Beamte im Justizamt Sun Chia-nai, der mit dem Hof zum Sommerpalast gefahren war. Er hat mich nicht vors Gericht bringen, sondern einfach festnehmen lassen. Im Gefängnis ist es mir in keiner Weise schlecht ergangen. Alle meine Freunde im Amt haben mir alle möglichen Gefälligkeiten erwiesen, selbst eine Badewanne hatte ich, und Opium durfte ich auch rauchen. Wenn ich Langeweile hatte, unterhielt ich mich mit den Mitgefangenen, und so fühlte ich mich gar nicht einsam. Nur hatte ich im Herzen Sorge um meine Angelegenheiten zu Hause. Es war mir nicht erlaubt, Besuch zu empfangen. Nur später einmal kamen vier Offiziere, die die deutsche Gesandtschaft zu mir geschickt hatte. Dort hatte man gehört, ich sei in einen Prozeß verwickelt, und daher wurden die vier Offiziere in mein Haus geschickt, sich zu erkundigen. Zu Hause hatte ich einen kleinen Diener, der hieß Kleine Sieben, er hatte bei mir gelernt, ein paar Sätze deutsch zu sprechen, und der sagte zu ihnen: „Frau Sai schon bei Behörde.“ Daraufhin gingen sie zur Behörde, doch dort machten die Leute Ausflüchte und sagten, sie wüßten von nichts. Später haben sie dann herausgebracht, daß ich im Justizamt sei, und dann sind sie dorthin gegangen. Die Leute im Justizamt erschrakten ganz fürchterlich, als sie sie sahen, und wiederum wagten sie es auch nicht, sie nicht hereinzulassen. Als ich sie sah, dankte ich ihnen und sagte: „Es ist wegen nichts Wichtigem, nur weil eines meiner Mädchen gestorben ist. Nach ein paar Tagen wird das erledigt sein, und ich werde entlassen. Bitte gehen Sie zurück und sagen Sie Ihrem verehrten Gesandten, er könne ganz beruhigt sein.“ Dann saßen sie noch ein Weilchen, und erst als sie sahen, daß es mir gar nicht schlecht ging, verabschiedeten sie sich und gingen fort.

Daß ich ins Justizamt kam, hatte übrigens für mich eine besondere Bedeutung, von der ich erzählen will. Im Jahre 1899 wohnte ich in der Kao-pei-Gasse, das war ganz nah vom Justizamt. Damals wollte ich unbedingt hineingehen und es mir ansehen, und ich konnte es nie erreichen. Und nun konnte man wohl sagen, daß ich hineingekommen bin und es mir angesehen habe.

Im Gefängnis habe ich allerlei Fälle miterlebt. An dem Tage, als ich ins Justizamt kam, war da gerade einer namens Shen Chin<sup>4</sup>, der als Revolutionär verhaftet worden war. Da er seine Schuld nicht eingestehen wollte, wurde er vor Gericht zu Tode geprügelt. Außerdem war ein hoher Regierungsbeamter da, der für ich weiß nicht welches Verbrechen am selben Tage wie ich hineinkam, aber der war dazu noch gefesselt. Pekings berühmte Gaunerin, die Kleine P'u-hu,

---

4 沈盡 gest. 1903; cf. *Eminent Chinese* II, 769.

war auch im Gefängnis. Sie war von Beruf Ringerin, daneben aber war sie eine erbarmungslose Erpresserin, und alle Leute hatten Angst vor ihr. Sie wurde festgenommen und eingesteckt, weil der Achte Herr Kuei sich über sie geärgert hatte. Vor Gericht war sie schwer gefoltert worden, aber sie hatte ja wirklich kräftige Knochen, und so hat sie alles überstanden, ohne einen Ton von sich zu geben. Ich hatte sie vorher nicht gekannt, und als sie mich sah, winkte sie mir zuerst zu. Beim Sprechen hatte sie eine klare starke Stimme. Sie war von sehr starkem Körperbau und hatte ein knallrotes Gesicht, wirklich sehr einschüchternd. Als wir miteinander sprachen, wurden wir rasch sehr befreundet. Wer hätte gedacht, daß man im Gefängnis solch eine Freundschaft würde schließen können. Dann war da noch ein Fall, eine Mutter mit ihrer Tochter, die Angeklagte war das Mädchen. Der Vater des Mädchens, ein Koch, war ein Sittlichkeitsverbrecher. Sie waren drei Schwestern, mit ihren beiden älteren Schwestern hatte der Vater Unzucht getrieben. Nachdem sie geheiratet hatte, wagte sie es nicht, den üblichen Besuch bei ihren Eltern zu machen. Später mußte sie eines Tages etwas in ihrem Elternhaus erledigen, da wurde sie vom Regen aufgehalten und übernachtete in der Küche. In der Nacht kam der Vater und schlug an die Tür, und sie in ihrer Not nahm ihre ganze Kraft zusammen, öffnete die Tür und versetzte ihrem Vater einen heftigen Faustschlag in den Unterleib. Von dem Schlag wurde er bewußtlos und fiel zu Boden, schlug mit dem Kopf auf einen Stein und starb. Sie fand, daß man eine derart schändliche Sache nicht nach außen hin bekanntmachen dürfe, und so machte sie ein Geständnis, daß sie den Vater absichtlich totgeschlagen habe. Ihre Mutter, die von der Sache wußte, wollte nicht, daß ihre Tochter umgebracht würde, und so sagte sie, sie selbst habe ihn erschlagen. Der Richter wußte auch, daß ihnen Unrecht geschah. Da sie aber nicht die Wahrheit sagten, war nichts zu machen. Ich und die Kleine P'u-hu hatten großes Mitleid mit diesem Mädchen, so redeten wir ihr zu und sagten: „Wenn du jetzt deine Aussage immer noch nicht widerrufst, so wirst du verurteilt. Auf die Ermordung des Vaters steht Tod durch langsame Zerstückelung. Dieses Vieh hat dich wahrhaftig nicht als Tochter behandelt, was willst du ihm noch seine Ehre retten?“ Bei der letzten Verhandlung hat sie schließlich auf uns gehört und hat die Wahrheit gesagt. Das hat ihre Strafe sehr erleichtert, sie brauchte nicht zu sterben.

Als Sun Chia-nai zurückkam, wurde ich vorgeführt und oberflächlich ein wenig befragt, dann wurde ich wieder abgeführt. Verurteilt wurde ich zu 3,75 Unzen Silber, und als das Urteil gesprochen war, wurde ich freigelassen. Nach ein paar Tagen wurde mir dann mitgeteilt, daß ich in meine Heimat zurückbefördert würde und nicht länger in Peking wohnen dürfte. Ich weiß, daß Lu Jun-hsiang und Sun Chia-nai das alles miteinander abgemacht hatten, um mich zu vertreiben.

Um diese Zeit hatte mein Etablissement schon unsagbaren Schaden erlitten. Meine Mutter und der Dritte Herr waren vor Schreck ganz von Sinnen. Sie meinten, ich würde im Justizamt wer weiß wie schlecht behandelt und dachten an nichts anderes als was sie dagegen tun könnten. Sie warfen die Unzen in

Tausenden und Zweitausenden nur so heraus, all dies Geld wurde von ihnen durch Schwindeleien erpreßt. Als ich herauskam, war von den etwas kostbaren Sachen nur noch eine Perlenschnur da. Die Truhen im Haus waren von den Angestellten und Dienerinnen weggebracht worden, und im Stall war von über 30 Pferden auch nicht ein einziges übriggeblieben. Die Diener waren alle spurlos verschwunden.

Daß ich in die Heimat zurückbefördert werden sollte, war nur so gesagt worden. Ich bin keineswegs mit den Leuten, die auf mich aufpassen sollten, zusammengereist. Sie sind vorgefahren, und ich bin noch ein paar Tage dageblieben und habe noch einiges erledigt, dann ging ich erst nach Tien-tsin, und von dort bin ich mit einem Dampfer erst einmal nach Shanghai gefahren und später von dort in meine Heimatstadt Suchou zurück. Damals lebte die Witwe meines jüngeren Bruders noch in Suchou.

Zu Hause blieb ich nicht lange, sondern ging wieder nach Shanghai. Das war schon im letzten Jahr Kuang-hsü.

*Bemerkung:* In Peking erzählt man sich folgendes: Die Kleine P'u-hu war eine Frau, die berühmt war für ihr gutes Ringen, sie war energisch und von großer Körperkraft, und alle Menschen hatten Angst vor ihr. Sie hatte sich einmal über den Besitzer einer Männerbadeanstalt geärgert, da schlich sie sich in die Badeanstalt hinein. Als man sie dann entdeckte, war großer Aufruhr in der Anstalt, und alle liefen fort. So hat die Anstalt großen Schaden erlitten. In der Südostecke der Innenstadt ist der P'ao-tzu-Kanal, im Sommer steht Regenwasser darin, und die Umwohnenden gehen viel dahin, um zu baden. Die Kleine P'u-hu ging auch einmal hin, zog sich ganz aus und badete ohne die geringste Scham. Nackt stieg sie wieder ans Ufer und rief noch einen Eßwarenverkäufer herbei.

### Ausklang

Als ich zum zweiten Mal nach Shanghai ging, um Kunden zu unterhalten, war es nur, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, ohne das ging es eben nicht. Ich mietete ein zweistöckiges Haus für 120 Dollar im Monat, am Tor stand: „Haus der Sai aus der Hauptstadt“, und daneben stand dasselbe in ausländischer Schrift, es sah ganz so aus wie ein privates Wohnhaus. Ich habe es nicht angemeldet und habe auch kein Schild ausgehängt. Als dann ein paar alte Kunden davon erfuhren, da kamen sie alle mit Geschenken, und das Geschäft ging gar nicht schlecht. Aber da ich in Peking diese unglückliche Erfahrung gemacht hatte, hatte ich gegen das Leben der Singmädchen eine Art Haß im Herzen und hatte nicht mehr wie früher Spaß daran. So dachte ich daran, wenn die Gelegenheit sich böte und der Passende sich fände, eine Ehe einzugehen und diesen Beruf nicht weiter auszuüben.

Im 2. Jahr der Republik (1913) lernte ich einen Herrn Wei kennen (sein Vorname war Hsi-yao, sein Beiname Fou-ou, er stammte aus Chin-ch'i in Kiangsi, er war Abteilungsleiter der Zivilverwaltung in der Provinzialregierung in Ki-

angsi und Abgeordneter im Parlament). Da er an der zweiten Revolution teilgenommen hatte, war er nach Shanghai geflohen. Nachdem wir uns kennengelernt hatten, fühlten wir große Zuneigung zueinander, und unsere Gefühle wurden von Tag zu Tag stärker. Sein Charakter war offen und großzügig, und wir achteten ihn alle sehr hoch. Damals war er für die Revolution tätig, er mußte bald hierhin, bald dorthin, und sein Leben verlief ganz unregelmäßig. Wann immer er nach Shanghai kam, versäumte er es nie, mich zu besuchen. Allmählich kam in seinen Worten der Wunsch zum Ausdruck, er wolle mich heiraten. Ich hatte schon längst daran gedacht, nur mußte man die Sache von allen Seiten überlegen, und so zögerte ich noch, und es wurde noch nichts abgemacht. Erst im 6. Jahr (1917) ging ich mit Herrn Wei nach Peking. Wir wohnten in der Schrägen Kirschstraße, und erst nachdem wir ein paar Monate dort gewohnt hatten, haben wir uns fest entschlossen, uns zu heiraten. Im nächsten Jahr gingen wir wieder nach Shanghai zurück, erledigten all die verschiedenen Geschäfte, und am 20. des 6. Monats haben wir im Neuen Hotel in Shanghai die Hochzeit gefeiert. An jenem Tage kamen sehr viele Gratulanten, unter ihnen auch Berühmtheiten Shanghais wie Ni Hung-lou. Trauzeuge war Herr Chu, der Geschäftsführer der Zeitungsagentur Hsin-ch'ang-lung. Die Zeremonie war modern, mit geschmückten Droschken und einer Militärkapelle. Ich war damals in meinem 45. Jahr und dachte zurück an meine Hochzeit mit Herrn Hung: Damals war ich 14 Jahre alt gewesen, saß in einer grünen Plüschsänfte, und rote Lampions wurden vor mir hergetragen. Das war nun über 30 Jahre her!

Obwohl die Ehe zwischen Herrn Wei und mir vollgültig war, hatte er doch zu Hause schon eine Frau, und aus der Zeit, als er wegen seiner revolutionären Tätigkeit nach Südostasien geflohen war, hatte er noch eine Nebenfrau.

Kurze Zeit nach unserer Hochzeit gingen wir nach Peking zurück. Damals war Herr Wei Parlamentsmitglied.

Herr Wei war äußerst gut zu mir, man kann sagen, er war rücksichtsvoll bis ins kleinste, und auch meine Mutter behandelte er voller Hochachtung. Im Frühjahr des 11. Jahres (1922) starb meine Mutter in Peking an einer Krankheit. Er war sehr betrübt, sorgte für reichliche Einkleidung und arrangierte ein großes Leichenbegängnis; ich war ihm wahrhaftig sehr dankbar dafür. Unerwarteterweise aber starb auch Herr Wei plötzlich im selben Jahr im 5. Schaltmonat. Er war immer ganz gesund gewesen, nie hatte er die geringste Krankheit gehabt. Nur weil er sich beim Baden einmal kalt geduscht hatte, bekam er einen Schock, wurde krank und starb schon nach wenigen Tagen.

Nach dem Tod von Herrn Wei fingen seine Angehörigen, die immer schon etwas feindselig gegen mich eingestellt gewesen waren, mit allerlei Reibereien an. Sie wollten mir etwas anhängen und gingen so weit zu behaupten, ich wäre schuld am Tod von Herrn Wei. Als im Kiangsi-Klubhaus die Totenfeier stattfand, waren unter den aufgehängten Trauersprüchen viele, die mich beschimpften. Natürlich konnte ich nicht weiterhin mit Leuten unter einem Dach wohnen, die mich so beleidigt hatten. Das ging wirklich nicht, und so nahm ich meine Sachen und zog mit der alten Ku – sie war eine Dienerin, die vom Anfang der

Republik an bis heute immer mit ihr war, auch in Zeiten größter Armut ihrer Herrin blieb sie ihr treu und wollte sie nicht verlassen, wirklich eine vorbildliche Anhänglichkeit – hier in dieses Haus in der Chü-jen-Gasse. So haben wir, Herrin und Dienerin, hier bis heute gelebt. Seit über zehn Jahren haben wir mit den Menschen draußen nur wenig Umgang gehabt, und es weiß kaum mehr jemand, daß ich mich noch unter den Lebenden befinde.

*Nachbemerkung:* Von den Dingen nach ihrer Rückkehr in die Heimat hat sie vieles umgangen, verdreht und nicht erzählen wollen. Soviel ich weiß, hat sie um 1908 oder 1909 einen Herrn Huang geheiratet, der Angestellter der Shanghai-Ningpo-Eisenbahn war. Erst nach dem Tod von Herrn Huang, am Anfang der Revolution, zog sie wieder nach Shanghai und lernte Herrn Wei kennen. Sollte da noch etwas anderes dahinterstecken, so daß sie davon nicht sprechen wollte? Am liebsten spricht sie von der Ehe mit Herrn Wei. Immer wenn sie darauf zu sprechen kommt, kann sie gar nicht wieder aufhören. Jedenfalls scheint ihr Leben danach äußerst alltäglich verlaufen und nichts Erzählenswertes mehr vorgekommen zu sein. Ich habe es in großen Zügen geschildert und „Ausklang“ genannt. Wenn ich sie später noch einmal genauer befragt haben werde, kann ich vielleicht noch etwas hinzufügen.